

Monatsblätter freiheitlicher Bücherfreunde

Jg. I, Nr. 4 Einzelpreis 1O Pfg. 1. August 1929

Zur freundlichen Erinnerung an den „großen" Krieg!



Das Heldengrab **Kh. Bodensiek-Köln.**

Vier Völker filmen den Kriea! / Von Fred Steiner 

(Amerika — Rußland — Deutschland — Frankreich)

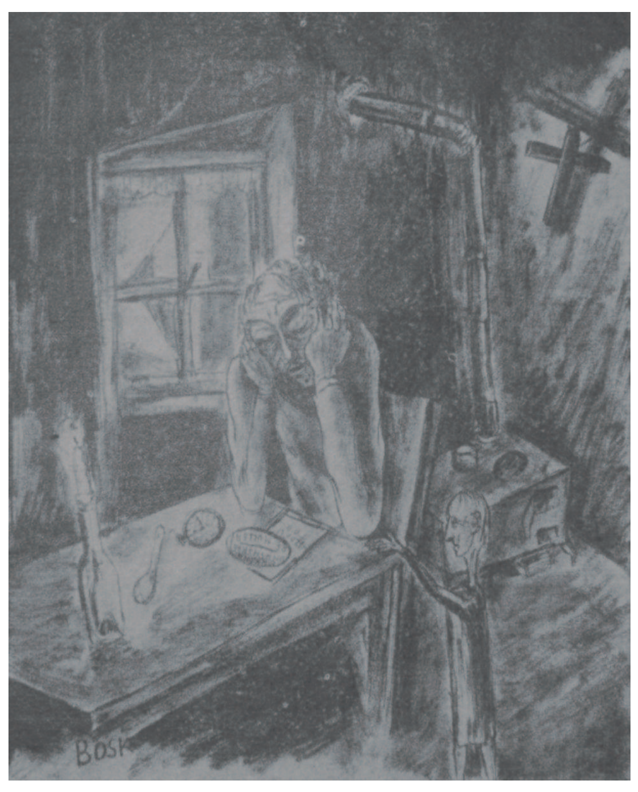
Fast fünfzehn Jahre sind vergangen seit jenem Tag, da zwölf führende Nationen der Welt in jenes furchtbare Ringen eintraten, das fünfzig Monate dauerte — und der Menschheit zehn Millionen Tote, zwanzig Millionen Verwundete kostete, weite fruchtbare Ländereien auf Jahrzehnte vernichtete, blühende Städte und Dörfer zerstörte.

Riesenhaft waren Not und Elend der „Heimat" in allen kriegführenden Staaten: Epidemien, Seuchen unterwühlten die gesunden Grundlagen der Völker, die Sterblichkeitsziffern der Neugeborenen und Erwachsenen schnellten empor, die allgemeine Menschenvernichtung „an" und „hinter" der Front bedrohte die Entwicklung der kämpfenden Nationen.

Als nach fünfzig Monaten der. Friede kam, folgte der Mord-Propaganda, den aufgepeitschten Raubtierinstinkten, dem großen Sterben der Völker eine allgemeine „Müdigkeit". Die Sehnsucht nach Vergessen dieser Jahre erzeugte einen Vergnügungsrausch — die „neue Zeit" mit Jazz, Revue, literarischem Klamauk u. a. setzte ein. — In diesen Jahren, kurz nach dem Kriege, gab es weder bei den „Siegern" noch bei den „Besiegten" Bücher oder Filme, die das furchtbare, zerstörende Erlebnis des großen Völkermordens nachgestaltet, die innere und äußere Abkehr von jenen Methoden verkündet hätten, die erst dieses vierjährige Mordgemetzel vorbereitet und ermöglicht haben. Zwei Werke allerdings — damals wenig beachtet — standen einsam da, das „Kriegstagebuch" von Henri Barbusse („Le feu") und das unerhörte Dokument des revolutionären Wiener Publizisten Karl Kraus „Die letzten Tage der Menschheit". — Mehr als ein Jahrzehnt mußte vergehen, bis die vom Kriege zermürbte Generation daranging, in „Wort" und „Bild" Rechenschaft über jene Vergangenheit von 1914—1918 abzulegen.

Den Auftakt gab *Amerika.* In zwei Großfilmen — „Rivalen" und der „Großen Parade" — schufen zwei Regisseure mit unerhörter Eindringlichkeit, mit ehrlichem Willen zur Objektivität, mit geradliniger Gesinnung zwei Filmwerke, die zum Bilderbogen jener furchtbaren Zeit wurden. Die Tragöde der gehetzten Masse, der sinnlosen Menschenopferung wurde überdeutlich zum Leben auf der Leinwand erweckt durch Demonstration jener damaligen Zustände, die Forderung zur Selbstverständlichkeit: Nie wieder Krieg! Menschen aus unserer Mitte, Proleten, kleine Beamte, Bürgersöhne, werden episodenhaft in den verschiedenen Situationen des Krieges gezeigt; die Wandlung des Kulturmenschen zum bewaffneten Tier, die Qualen der Heimat in Bildschnitten veranschaulicht. Amerika, vom Kriege am wenigsten berührt, hatte mit diesen Filmen den Anstoß gegeben. Unerhört wirkten diese „filmischen Kriegserlebnisse" in der Welt. Militaristisch infizierte Länder (wie Spanien, Italien u. a.) suchten mit Verboten den Einzug dieser Filmwerke zu verhindern. Der Ruf nach Rechenschaff war laut und mahnend erschollen. Als nächstes Land meldete sich Rußland!

Rußland hatte noch während des Völkermordens den Krieg durch die sozialistische Revolution liquidiert. Findringlicher, stärker konnte sich die Abkehr von jenem „alten Regime" nicht offenbaren. Aber eine große verantwortungsvolle Aufgabe war dem jungen Staat gestellt. Sollte er seine Lebensfähigkeit erhalten, mußte er auf den Geist der anderen, noch militaristisch regierten Staaten einwirken, sich an die dort unterdrückten Massen wenden. So entstand der große Russenfilm „Das *Ende von St. Petersburg"*. Der Titel bereits sollte verkünden, daß man zeigen werde, warum die alte Macht, die durch diese Stadt gleichsam symbolisiert war, beseitigt werden mußte. *Ursachen und Auswirkungen jener Politik* des zaristischen Regimes mußten aufgedeckt, das „Warum" klar und scharf herausgearbeitet werden. Dem Regisseur ist dieses Vorhaben restlos geglückt. Fast lehrhaft wird in diesem Film ein Völkerschicksal am Beispiel eines einzelnen demonstriert, die Sinnlosigkeit der Kriegs, begeisterten, die sieh für „Börse und Vaterland" opferten, aufgezeigt



Vater starb den Heldentod Kh. Bodensiek-Köln

(Diese Zeichnungen sind dem Zyklus „zur freundlichen Erinnerung an den grollen Krieg" entnommen.)

Deutschland, das fast zwei Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern Europas zurückgelassen und vier Millionen Verwundete in die Heimat geschickt hatte, mußte endlich den Bericht des Krieges bringen. Man entschloß sich, „objektiv" zu sein, und drehte den „Weltkrieg" (in zwei Teilen). Eine Berichterstattung wäre, wenn rücksichtslose Ehrlichkeit Regie geführt hätte, von unerhörter Wirkung gewesen. Man stützte sich auf „authentische Aufnahmen" während des Krieges, verwendete die Sprache der „Kriegsberichte" als Bindemittel und erneuerte, bewußt oder unbewußt, jenen „kriegerischen Geist" von 1914 filmisch, illustrierte Heldentum und Opfermut und bejahte, wenn auch vorsichtig, die Notwendigkeit des Krieges.

Frankreich, das prozentual die größten Verluste im Kriege erlitten, riesige Ländereien durch Zerstörung eingebüßt hatte, schwieg zehn Jahre. Erst im Jahre 1927/28, nachdem die Beispiele von drei Völkern verschiedenartig Zeugnis abgelegt hatten für das „Nacherleben" des Krieges, entschloß sich Leon Poirier, ein Filmwerk zu schaffen, das als „Denkmal und Mahnruf" an jene grauenhafte Epoche des Weltkrieges erinnern sollte: *„Verdun".* Der Name, verbunden mit erbitterten Kämpfen, Feldschlachten, Gasangriffen, Erstürmungen, Tausenden von Toten, sollte durch diesen Film bildhaft, zum Appell werden. Die Premiere hat unter Beteiligung der Vertreter der Französischen Botschaft, der Kunst und unter Anwesenheit deutscher Minister stattgefunden. Die einstigen Gegner saßen im Schmuck weißer Hemdbrüste und glänzender Fracks in der Loge, um das gemeinsam geschaffene Werk zu betrachten: Gasdämpfe ziehen über die zerwühlte Erde, Kanonenrohre schnellen vor, schleudern Granaten, Dampf und Gewölk verwischt den Himmel, verkohlte Bäume erinnern todestraurig an gewesene Landschaft, lehmverklebte Menschen bewerfen sich mit Handgranaten, wohnen gleich Tieren in Erdhöhlen, kriechen durch Stacheldrähte, vernichten sich in tierhafter Wut. Nie ist stärker die Sinnlosigkeit des Krieges photographiert worden. Vielleicht hätte diese grauenerregendeMonotonie des militärischen Mordens überzeugend selbst auf jene gewirkt, für die der Krieg immer noch das Stahlbad, der Beweis für die Tüchtigkeit eines Volkes ist, wenn der Regisseur nicht nur einseitig den soldatischen Heroismus, sondern auch jene anderen Erscheinungen des Krieges gezeigt hätte, die den Namen „Verdun" zum fluchwürdigsten des Weltkrieges gemacht haben. Man zeigt uns nicht die endlosen Reihen der Massengräber, nicht die furchtbar Verstümmelten, nicht die zerstörten Wohnstätten, nichts vom grauenhaften Elend des Hinterlandes. Frankreich, das nach den Filmleistungen der anderen Völker berufen gewesen wäre, uns *die* Filmschöpfung zu geben, die groß und konsequent das wahrhaftige Bild des Krieges zeichnet, hat versagt! Die Darstellung dieses ungeheuerlichen Ereignisses muß zwangläufig zu einer klaren eindeutigen Verurteilung des Völkermordens führen, wenn nicht der Regisseur, durch nationalistische Belange gehemmt, seine Objektivität und Menschlichkeit zugunsten engstirniger Motive aufgibt. Die künstlerische Leistung in unserer Zeit hat nur dann Daseinsberechtigung, wenn sie durchdrungen ist vom sozialaktiven Geist und von der furchtlos ehrlichen Kritik an den Erscheinungsformen der herrschenden Klasse.

Eine böse Nacht / Von Fritz Oerter *(Schluß)*

Auf der Wache fesselten mir die Schutzleute die Hände und stürzten sich auf den Inhalt meiner Taschen. Ich saß auf einer Bank und färbte mit meinem blutenden Hinterkopf die Wand rot. Plötzlich merkte ich, daß ich meine Hand ganz leicht aus der Fessel ziehen konnte, und sofort kam mir nochmals der Gedanke an Flucht. Ich ließ mir zunächst nichts merken und verhielt mich ganz ruhig, aber als sie alle auf einem Haufen beisammen standen und den Inhalt meines Notizbuches glossierten, zog ich langsam meine Hand aus der Fessel, sprang mit einem Satz zur Tür und warf diese krachend hinter mir ins Schloß. Um aber das Einfahrtstor zu gewinnen, mußte ich erst um eine Ecke biegen. Zu meinem Schrecken stand aber unterm Tor ein mächtiger Polizist, der die Aufgabe hatte, die angesammelte Menschenmenge zu beschwichtigen. Den mußt du überrennen, dachte ich mir, und sprang gegen ihn an. Der aber war durch den Lärm, der sich innen erhoben hatte, aufmerksam geworden und hielt mich fest, bis die andern kamen. Man schob, hob und stieß mich unter den ärgsten Besehimpfungen wieder ins Wachtlokal zurück, wo sie mich jetzt aber so fesselten, daß mir noch nach Wochen die Knöchel weh taten. Ich verfiel in eine gelinde Tobsucht und hielt mit Schimpfen und Drohungen, nicht zurück, was freilich meine Lage nur verschlimmerte. Es wurde so arg, daß einer der Polizisten mir seinen Säbel auf die Brust setzte und mir mit Erstechen drohte, ich schrie ihm zu, außer mir vor Wut und Haß: „Stich zu, du Schuft!" Da kam der Polizeikommissar Uebel und herrschte mich an: „Wie heißen Sie?" Ebenso barsch scholl es zurück: „Das sage ich Ihnen nicht!" Darauf er, an seine Leute gewandt: „Marsch ins Kaschott mit ihm!" Man sperrte mich, der immer heftiger blutete, in den Abort, und einer entfernte sogar den Abortdeckel, wahrscheinlich, damit ich ihn nicht als Waffe benutzen konnte. Meine Hände blieben gefesselt. Da stieg meine Erregung aufs höchste. Wild schlug ich mit den Fäusten und den Stiefeln wider die Tür und schrie, daß ich da hinauswolle. Man drohte mir, daß man mir auch noch die Füße fesseln wolle, wenn ich nicht Ruhe geben würde, aber ich ließ mich nicht schrecken, bis man doch endlich aufsperrte und mich wieder ins Wachtlokal führte.

Ich beruhigte mich hierauf ein wenig. Uebel ließ einen Bader kommen, der meine Kopfwunde untersuchte. Derselbe sagte, er könne nichts machen, ich müsse in ein Spital überführt werden. Rechts und links ein Schutzmann, ich gefesselt in der Mitte, so schritten wir schweigend nachts zwischen 10 und 11 Uhr durch die Straßen von Mainz, die um diese Zeit und namentlich an einem Sonntag noch sehr belebt sind, zum Rochusspital. Der jourhabende Arzt, der meine Wunde zusammennähte, glaubte, auf meine Kosten witzeln zu müssen, aber ich begegnete ihm mit schweigender Verachtung. Lieber und über verbunden, sah ich aus wie ein schwerverwundeter Krieger, und war ich es eigentlich nicht auch? Vom Spital aus führten mich meine Wächter in das Polizeigefängnis.

Dort wurde eine Tür aufgesperrt, und ein mürrischer Wärter deutete in den finsteren Raum: „Da hinten ist eine Pritsche, da können Sie sich hinlegen." Hier erst waren mir die Fesseln abgenommen worden. Ich tastete mich nach der Pritsche und fand auch einen umgitterten Ofen, der Wärme gab. In mir war alles aufgewühlt und zerrissen. Ein Chaos drang auf mich ein, und nirgendmehr leuchtete eine Hoffnung. Wie ein gefangenes Raubtier lief ich in diesem Käfig hin und her und konnte nicht zur Ruhe kommen. Vor allem quälte mich der Gedanke an meine Kinder und das Weib, für die ich nun nicht mehr schaffen konnte. Einer Schuld allerdings war ich mir nicht bewußt. Konnte ich meinen Bruder angesichts des furchtbaren Unheils, das ihn bedrohte, in Stich lassen? Unmöglich! Jederzeit würde ich in ähnlicher Lage immer wieder genau so handeln. Dazwischen kam mir alles nur wie ein schrecklicher Traum vor, den man beim Erwachen abschütteln könne, und ich versuchte, mich auf die Pritsche zu

legen und einzuschlafen. Beim Aufwachen, hoffte ich, würde dann vielleicht der ganze Spuk vorbei sein. Ich weiß, das war kindisch und unsinnig, aber in solcher Lage klammert man sich selbst an das Absurdeste. An ein Einschlafen war übrigens gar nicht zu denken. An meinem rechten Vorderarm fühlte ich einen dumpfen, lähmenden Schmerz, dessen Herkunft ich mir nicht erklären konnte. In meinem Verlies herrschte tiefste Dunkelheit, nur aus dem Ofen schimmerte eine leise Glut. Mit einemmal — es war längst Mitternacht vorüber — erschollen lang gezogene Schreie, die jeden Winkel der Gefängnisräume zu erfüllen schienen: Hunger! Hunger! und immer wieder nur das eine Wort: Hunger! Man hörte in der Ferne Stimmengemurmel, aber es dauerte lange, ehe der Hungernde zufriedengestellt wurde.

Mein einziger Trost in dieser furchtbaren Nacht war der Gedanke, daß es Sepp wahrscheinlich doch gelungen war, zu entfliehen. Als dann der graue Wintermorgen kam, zerschmolz auch diese Hoffnung. Da entdeckte ich zunächst, daß mein Mantelkragen und -rücken ganz dick voll Blut waren, dann konnte ich auch die Ursache des Schmerzes an meinem Arm erkennen. Er rührt davon her, daß mir einer der Polizisten, was ich in meiner Erregung gar nicht bemerkt hatte, durch den Mantel und den Rock hindurch in den Arm gestochen hatte. Und als ich später dem Amtsrichter vorgeführt wurde, traf ich auf der Treppe auch Sepp auf dem Wege zum Amtsrichter. Er war in eine Anlage hineingerannt und an der niederen Umzäunung hängen geblieben, so daß er hinschlug und von seinen Verfolgern festgenommen werden konnte.

Vor dem Mainzer Landgericht galt ich als der Hauptangeklagte und erhielt 1½ Jahre Gefängnis, Sepp wurde mit einem Jahr Gefängnis bedacht und Zahn mit 7 Monaten. Rudolf Rocker und Twieg konnten rechtzeitig ins Ausland flüchten. Aber dem Sepp wurde kurz darauf noch von der Duisburger Staatsanwaltschaft ein Prozeß angehängt, wegen Verbreitung von verbotenen Schriften und wegen Dynamitverbrechen (er hat in seinem Leben ebensowenig wie ich jemals etwas von Dynamit gesehen), der ihm acht seiner schönsten Jugendjahre raubte.

Das ist die Geschichte der schlimmsten Nacht, die ich erlebt habe.

Bakunin)* / Von Fritz Groß



„Ich bin dumm", sagte er mit erloschener Stimme zu Reichel, der ihn besuchen kam. Er lag in dem kleinen hellen Zimmer in Hughs Krankenpension in Mattenhof, wohin ihn sein Freund Vogt gebracht hatte. Es war ein 'Haufen Menschen da, der Alte liebte Gesellschaft. Professor Vogt stand mit dem Anstaltsleiter Hugh am Fenster, sie sprachen über den Sterbenden. Am Bette standen der Sohn des Professors, Dr. Robert Vogt, ein Italiener, der Schuhmacher Giuseppe Andrea und die beiden Krankenträger Isenschmied und Liechtli. Der Greis lag halb bekleidet im Bett und sprach mit schleppender, schläfriger Stimme. Er litt unter einer quälenden Schlafsucht und wurde von einem unaufhörlichen Durst geplagt. Hugh erlaubte ihm alles, er konnte trinken, soviel er wollte, Tee, Wasser und Wein, und der Alte wußte nur zu gut, daß dies die letzte Gnade war. Man sprach über Fragen der Ethik. Man sollte keine Rücksicht auf ihn nehmen, er beteiligte sich an der Unterredung und unterschied genau die Redenden. Er

*) Die vorliegende Skizze des Dichters Fritz Groß haben wir mit freundlichen Genehmigung des Verfassers seinem demnächst erscheinenden Werke „Die letzten Stunden" entnommen. In Nr. 3 dieser Zeitschrift erschien aus demselben Werke die Skizze Paasche.

hatte noch in den letzten Tagen in Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" gelesen und wollte eine Gegenschrift schreiben. Es ist Unsinn, eine Ethik zu schreiben, die vom Einzelmenschen ausgeht. Man muß eine Ethik schreiben, die auf kollektiver Grundlage beruht. Und dieser Gedanke war um ihn, beschäftigte ihn, lag in seinen Augen, wenn er sie fragte, ob es zu Ende sei.



Michael Bakunin

Alle diskutierten mit ihm, wie in früheren Tagen, als er noch auf und ab ging, daß der Boden knarrte unter seinen festen Stiefeln. Alle riß er mit, der Sterbende, der da im Bette halb schlafend lag. Als er plötzlich zusammenzuckte, wie von einem Schmerz zersägt, gingen die Besucher auf einen Wink des Arztes. Er blieb allein zurück, ein Wärter saß in einer Ecke.

Samstag, der 1. Juli, viel Sonne im Zimmer.

Im Halbschlaf war ihm, als stünde er auf und ginge durchs Zimmer. Als ginge er durch sein Leben. Er schritt über die Fugen des Bodens, und jede Fuge war eine Stadt. Ein Stadt, in der er ankam, die Glocke läutete, die zum Sturme rief, die Mens sehen führte, allein stand auf der Barrikade, allein saß in den Kerkern aller Länder, allein, allein. Er sagte die Namen dieser Städte, und jede Stadt wurde lebendig in seiner Erinnerung. Premuchino, wo er geboren ward, der Fürst, Moskau, ein paar Stunden weit, Petersburg, Minsk, Wilna. Die erste Liebe, das erste Duell, der erste Dienst. Twer, Premuchino, Moskau. Die Philosophie als Selbstzweck, Adieu Militär, hoch Fichte und Hegel. Petersburg, Berlin, Dresden. Philosophie als Mittel zum Zweck, Zürich, Bern, Genf. Der Revolutionär. Der Dreißigjährige. Lyon, Brüssel, Paris. Bekanntschaft mit Herzen, Marx, Proudhon. Immer zwischen Brüssel, Köln und Paris. Das Sturmjahr 1848. Die Fieberjagd durch Europa. Die lebendige Brandfackel. Das Rasen um die Revolution. Paris, Frankfurt, Köln, Berlin, Breslau, Kothen, Leipzig, Prag, Dresden. Wo die Barrikaden wachsen, blüht sein Herz. Das noch glüht, als die Asche der Trägheit wieder alles erstickt. Und dann, der Schritt wird langsam, schleppender, schläfriger, und dann, o Herz, erinnerst du dich noch, die Jahre der Haft, die Jahre des Grabes. Er sitzt in allen Kerkern, in den Zuchthäusern der Städte, die er durchflammte. Chemnitz, Dresden, Königstein, Prag, Olmütz, Petersburg. Daheim. Zum Tode. Deportation. Sibirien. Zwölf Jahre. Zwölf Jahre in Fesseln. Der sich befreit, dem die Flucht gelingt, er ist ein Greis. Er ist der große Bakunin. Er ist leer. Er ist ausgebrannt. Noch ist die Asche, in der ein Funke glimmt, brennender als das Verpuffen aller Aasgeier der Revolution in den Quatschparlamenten. Noch einmal quer durch den Kontinent. Noch einmal den Weg von London über Stockholm, Brüssel. Paris nach Genf. Dann voll Müdigkeit im Süden. Die Kälte freut ihn nicht mehr, der Süden wärmt den Erkaltenden. Florenz, Neapel, Locarno, Mailand, Genf, Zürich. Lyon, der Kreis wird enger, der Kreis schließt sich, er schwankt, fällt, mitten im Wandern der Friede.

Walter Jakowiak / Von Erich Meyer

Während des Krieges hatten sie sich kennengelernt. Er war Einrichter in einer Granatenbude, und sie stand an der Drehbank. Er hätte schon längst eine haben können von den Mädels, aber er war ein stiller, schüchterner Mensch, den das lustige, mitunter zotige Treiben der vielen Mitarbeiterinnen nicht behagte.

Da fing eine neue an. Die Liesel. Es war ein frisches märkisches Bauernmädel. Das Berliner Dienstbotenleben gefiel ihr nicht mehr. Die „Herrschaft" hatte selbst nicht viel zu essen, wenigstens predigte sie ihr das jeden Tag vor, und mit dem Monatslohn sah es auch nicht glänzend aus. Da half sie eben bei der „Vaterlandsverteidigung" und fabrizierte für „unsere tapferen Feldgrauen" Granaten. Die gnädige Frau, die sehr oft in der Bahnhofsküche die durchreisenden Truppen mit einem warmen Süppchen versorgte, fand das allerdings nicht nett. Dienstmädchen müßten doch auch sein, meinte sie, und außerdem verdienten die Fabrikmädchen einen Sündenlohn, was nur zur Verwilderung der Sitten führe.

Liesel hatte sich in ihrem Leben zwar noch nicht viel Gedanken über Sittenverwilderung und derlei Gequatsch gemacht, so viel verstand sie jedoch, daß sie das bißchen Fleisch und Wurst, was die Mutter ab und zu schickte, auch ohne die Herrschaft verzehren konnte. Mit dem sündhaften Verdienst in der Granatenbude wollte sie schon fertig werden. Und so fing sie an zu arbeiten.

Walter war ihr Einrichter, er hatte sie anzulernen. Wenn sie sich auch bald zurechtfand in der neuen Umgebung, sich freute und mit ihren Kolleginnen lustig war, so lebte sie doch in einer gewissen Zurückgezogenheit. In ihrem Unterbewußtsein waren die Warnungen und Ermahnungen der Mutter wach, und sie hatte ständig eine gewisse Angst davor, krank zu werden, wenn sie etwas Böses tue. Was das Böse war und wie die Krankheit entstehen könne, davon hatte sie allerdings keine Ahnung. Die Mutter hatte nur so in Andeutungen gesprochen, und weiter war ihr noch kein Mensch begegnet, der sie hätte aufklären können. Sie war „sittlich und anständig" erzogen, wie ihre Mutter der gnädigen Frau bei der Stellenvermittlung erzählte.

Jetzt trat Walter Jakowiak in ihr Leben. Der war so hilfreich bei der Arbeit und nie schimpfte er, wenn sie in der ersten Zeit was vermauerte. Wie das so kommt im menschlichen Leben, fanden sich auch eines Tages Liesel Prager und Walter Jakowiak auf dem Standesamt zum Ehebund zusammen.

Walter war ein Mann aus der Arbeiterbewegung und ein intelligenter Bursche. Vom aktiven Kriegsdienst hatte er sich bewußt gedrückt, beschämt und, nur dem Zwange gehorchend fügte er sich seiner Granatenarbeiterei. In kurzer Zeit war es ihm gelungen, aus seinem naiven Bauernmädel einen Menschen zu machen, der sich in das Arbeiterdenken hineinfühlte. Die Ehe wurde ohne Beisein der Eltern nur beim Standesamt besiegelt. Dann schritten sie eine Zeitlang still und vergnügt nebeneinander her. Nach neun Monaten wurde ihnen ein kleiner, schwacher Hans geboren.

Das war gerade zu der Zeit, als die Revolution „ausgerufen" wurde in Berlin und als Walter, wie alle die Reklamierten und Spartakusverdächtigen, gekündigt wurde. Sie nahmen ihre paar Habseligkeiten und was übriggeblieben war von dem Sündenlohn und zogen in seine Heimat, ein kleines oberschlesisches Industriestädtchen. Bei seiner Mutter richteten sie sich ein bescheidenes Plätzchen ein.

Die Familie Jakowiak war schon seit Generationen mit dieser Spinnerei verwachsen. Die Großeltern hatten dort gearbeitet, und der Vater war darin verunglückt. Die Mutter Jakowiak hatte dadurch einen besseren Posten und Gnadenbrot bis an ihr Lebensende. Sie konnte für ihren Walter ein gutes Wort einlegen beim Herrn Direktor, der auch mit einigen Bedenken einwilligte.

Man hatte eine gewisse Scheu vor Leuten, die von draußen und noch dazu von Berlin kamen. Da waren doch schreckliche Dinge passiert. Die Revolution, die im Städtchen und im Betrieb zwar noch kein Unheil angerichtet hatte, war von dort ausgegangen. Und der Walter war doch damals gleich ausgerückt, als er auslernte, und in die Welt gezogen, ohne sich um die Tradition der Familie Jakowiak zu kümmern. Man konnte nicht wissen, vielleicht war er auch einer von den roten Hetzern, die unsern lieben Kaiser verjagt hatten und jetzt alles sozialisieren wollten, sogar die Frauen, wie der Herr Direktor der ehrbaren Frau Jakowiak geil grinsend erzählte. Die aber warf sich in ihre verhärmte Proletarierbrust und wies mit Recht auf ihre ganze Familie, bis ins zweite und dritte Glied. Alle waren den Heldentod auf dem Schlachtfelde der Arbeit gestorben für Rabenstein & Co., Oberschlesische Textil- und Jutewerke. Der Direktor lächelte verständnisinnig zu der alten Proletarierin herab und erlaubte sich einen kleinen Zweifel für die jüngere Generation der Familie Jakowiak. Doch auch diesen konnte die Mutter beheben, indem

sie dem Herrn Direktor freudig erregt die guten Zeugnisse ihres Sohnes reichte.

Da schmolz das Eis. Auf Zeugnisse gab man hier noch etwas. Und dem Walter war überall bescheinigt, daß er ein tüchtiger Schlosser war. Mit der ernsten Weisung an die Frau, daß er in seinem Betriebe keine Bolschewisten brauche, aber anständige Menschen willkommen seien, war sie entlassen.

Walter hatte eine Predigt seiner Mutter anzuhören, die er würgend und drucksend über sich ergehen ließ. Es blieb ihm ja kein anderer Weg offen. Die Ersparnisse vom Berliner Sündenlohn waren alle, also mußte er Arbeit haben. Und das andere würde sich schon finden, meinten sie beide. Der kleine Hans mußte ja auch leben.

So fing er an zu arbeiten. Doch das Berliner Revolutiönchen fand auch seinen Weg bis nach Oberschlesien zu Rabenstein & Co. Nicht, daß Walter besonders radikal war. Die Gewerkschaft hielt ihren Einzug in der bisher gelben Bude. Spartakisten und Unionisten hielten im Ort Versammlungen ab. Bis man einen Betriebsrat wählte. Wer sollte das anders sein als Walter Jakowiak. Der war in Berlin gewesen und kannte die Sache, so meinten seine Mitarbeiter. Dem Direktor war die Wahl so beinahe angenehm, konnte er schon den Lauf der Dinge nicht ändern, so glaubte er doch, mit Jakowiak sei noch was anzufangen. Er nahm ihn ins Privatkontor, beglückwünschte ihn zu der Wahl, freute sich über den gesunden Sinn seiner Arbeiter, die einen so verständigen Mann an die Spitze gestellt hätten. Mit dem Wunsche bester Zusammenarbeit und einem jovialen Händedruck entließ er seinen Betriebsrat.

Walter hatte das „Kapital" von Karl Marx zwar noch nicht gelesen, die Dialektik und der historische Materialismus waren ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Aber etwas war ihm bei allen seinen Handlungen wie ein Leitmotiv. Und das war die Stelle aus der berühmten Rede von August Bebel: „Wenn mich meine Feinde loben, dann habe ich bestimmt eine Dummheit begangen, wenn mich aber meine Gegner, die Kapitalisten, tadeln, dann weiß ich, daß ich recht gehandelt habe für die Arbeiterklasse." Diese etwas primitive Auffassung ehrlichen Klassendenkens wirkte sich auch bei Walter nach dem Abschied beim Direktor für seine Kameraden insofern günstig aus. daß er sich fest vornahm, alles zu tun, was ihm in seiner Position für die Kollegen recht erschien.

Bald merkte auch der Direktor, daß er sich geirrt hatte. Das war ja eine kolossale Schweinerei, wie er sich ausdrückte. Was war nur zu machen?

Dieser Kerl mußte beseitigt werden; aber wie? Die Sache war nicht so einfach. Jakowiak war ein tüchtiger Arbeiter, nüchtern und streng gegen sich selbst, jederzeit auf dem Posten, wo es galt, Unrecht zu verhindern und Erfolge für seine Kollegen herauszuholen. Er war ein wirklicher Klassenkämpfer, der es ernst nahm mit seiner Aufgabe und versuchte, herauszuholen, was die verpfuschte Revolution noch übriggelassen hatte für Betriebsräte. Allgemein war er auch bei seinen Arbeitskameraden wegen seines ruhigen, verständigen Wesens geschätzt. Das wußte die Direktion, da war also schlecht was zu machen, es fand sich kein Subjekt, um den Mann zur Strecke zu bringen.

Von Familienleben war natürlich keine Rede bei Jakowiaks. Hier hatte er Sitzungen und dort Konferenzen. Alle Posten wurden ihm aufgebürdet. Wochenlang sah er oft seine junge Frau nur abends im Bett, und sie verabschiedeten sich mit einem flüchtigen Kuß am frühen Morgen. Die alte Mutter war verbissen und murmelte oft dem Sohne zu, daß das noch ein schlimmes Ende nähme. Warum gerade ihr Sohn diese ganze Geschichte machen müsse, das konnte sie nicht verstehen; die Leute hatten früher alle gelebt ohne diese dumme Politik und ohne Betriebsräte und waren auch in Ehren alt und grau geworden. Ja, der Herr Direktor spendete jedem verstorbenen „Mitarbeiter" einen schönen Kranz, was jetzt schon fortfiel in gewissen Fällen. „Wer weiß", das war gewöhnlich

ihrer Weisheit letzter Schluß, „was da noch dadurch herkommt". Walter lächelte oft mitleidig über seine gute Mutter. Sie verstand es eben nicht besser.

Doch die Direktion wußte, wie man diesen „Radikalinski" loswerden konnte. Sie hatte einen hundsgemeinen Plan vor. — Ganz allmählich wurde die alte Mutter bearbeitet, ausgeforscht und die junge Frau bespitzelt. Man hatte bald heraus, daß der Walter ein sehr herzliches Familienleben führte. Dies mußte zerstört werden, dann war der auf dieser Seite so gutmütige, weiche Mann erledigt.

Langsam, ganz unverdächtig, Schritt für Schritt wurde der Stachel der Eifersucht der jungen Frau ins Herz gesetzt. Ebenso fing die Sache auch an, sich in der Familie auszuwirken. Erst hänselte Liesel ihren Walter, und dieser antwortete auch mit leichten Scherzen. Dann geiferte die Mutter dazwischen; der hatte man von der Werksleitung einen Floh ins Ohr gesetzt: Es sei doch solche anständige Familie, ob denn das möglich wäre, daß" ihr Walter sich mit andern Weibern und so . . ., wo er doch ein so intelligenter Mensch sei, „aber nur im Vertrauen, Frau Jakowiak, klopfen Sie doch mal auf den Busch, wo Ihr Sohn jeden Abend so lange bleibt". Und dann wurde die junge ehrbare Frau bedauert usw. Natürlich sei so was noch zu ändern, aber das müsse sehr vor» sichtig gemacht werden.

Die beiden Frauen machten das auch sehr vorsichtig. Langsam bereiteten sie dem Walter eine Hölle auf Erden. Mit kleinen Zwisten fing das an und endete mit einer Tragödie.

Er hätte das nie für möglich gehalten. Alle seine Ideale von der Kameradschaft in der Familie gingen zum Teufel. Bitter lächelte er manchmal vor sich hin, wenn er Vorträge über den Sozialismus und die Frau hörte; bei ihm war das alles nicht wahr, so sehr er sich auch bemühte, mit seinen Idealen fertig zu werden. Ja, es kam so weit, daß er seine Frau schlug. Mitten ins Gesicht schlug er sie in nervöser Gereiztheit und sinnloser Aufregung. Dann kamen wieder Stunden, wo er sie überzeugen konnte, daß alles Getratsch der Leute Lüge war. Und sie waren lieb zueinander, ja, sie ging schwanger von ihm. — — Doch das waren nur wenige Stunden gegen die vielen, vielen, die es ihm nicht mehr möglich machten, mit seiner Liesel zusammen zu sein.

Er überlegte sich alles gründlich und kam zu dem Schluß, abzureisen. Es ging einfach nicht anders, er wußte keinen Ausweg aus dieser Hölle. — In aller Frühe reiste er eines Morgens aus seinem Kämmerlein, in dem er allein mit dem kleinen Hans lag, ins Ruhrgebiet ab. Mit verhaltenen Tränen küßte er seinen lieben Jungen. Ideale vom späteren Familienglück, alle geplanten Erziehungsfragen späterer Zeit ließ er zurück. Der Junge, sein Stolz, seine Zukunft, litt ja am meisten unter diesem Zustand. Er sah die Güte des Vaters, das Weinen der Mutter, das Schimpfen der Großmutter und die vielen häßlichen Szenen. Oft schrie und weinte der Junge in Träumen der Nacht.

Was vor Walter Jakowiak lag, wußte er nicht, es war ihm auch gleich. Nur fort wollte er, weit fort aus dieser Umgebung. Sich nicht jeden Abend mit diesen spießbürgerlichen Lächerlichkeiten abgeben. Lächerlichkeiten waren es ja nur, die allerdings solches Unheil anrichteten. Eine Familie, vier Menschenleben waren geknickt, die einen in ihrem Spießbürgerdasein, der andere in seinen Menschheitsidealen, und das Kind in der sonnigen Jugend.

Die Werksleitung aber hatte gesiegt. Ein disziplinierter „freier" Gewerkschaftler erklomm die erste Sprosse der Bonzenleiter mit größerem Geschick für späteren Aufstieg.

-

Ein Vierteljahr nachher. Walter Jakowiak lag im Krankenhause zu Hamborn im Ruhrgebiet. — Geschlechtskrank. — —

Nach einer schweren Augenentzündung, auf den ersten Spaziergängen im Garten, hatten wir uns kennengelernt.

Es war ein Tag vor seiner Entlassung. „Ja", sagte er mir mit etwas bitterer müder Stimme, „du wunderst dich, daß unsereins zu so was kommt! Ich dachte früher auch mal so, aber das Leben ist oft grausam". Und dabei zitterten seine bleichen Lippen.

„Denk du darüber, wie du willst", fuhr er fort. „Ich bin nur ein Mensch — ein Mensch mit Fleisch und Blut und einem großen Verlangen. — — Und da hab' ich sie genommen, das Proletarierkind, habe ihr Geld gegeben, alles, was ich bei mir trug, für meine Sparsamkeit nicht wenig. — — Eklig war das alles, gewiß, aber sie erinnerte mich so an meine Frau, meine Liesel, daß ich mich vergaß. — — — Ich glaube, wir haben hinterher beide geweint", fuhr er fort, „das Mädel und ich". — —

„Und dann war's eben passiert. Aber das ist ja noch nicht das schlimmste", meinte er weiter. „Seitdem ich im Krankenhause liege, da schreibt mir meine Frau Briefe. Sie hat einen zweiten Jungen geboren, Mein Kind!! — Und alles hat sie als Schwindel erschaut, und ich bin wieder gut geworden mit ihr. Nächste Woche zieht sie zu mir nach Hamborn."

„Ja, das ist das schlimmste: Der Arzt hat mir bedeutet: In den nächsten sechs Jahren darf ich den Beischlaf mit meiner Frau nicht ausüben. — — Was nun?"

Ja, was nun, das war die bange Frage zwischen uns beiden.

Sie brauchte nicht gelöst zu werden. Walter Jakowiak wurde zwei Tage nach seiner Entlassung beim Ueberschreiten der Gleise von einer Werkslokomotive erfaßt.

Er hauchte seinen Geist mit den wahnsinnig herausgestoßenen Sätzen aus: „Jawohl, wir kämpfen für . . .", das andere erstarb in schwerem Röcheln.

Die katholischen Krankenschwestern bekreuzigten sich und gingen, einen Rosenkranz für den Sünder betend, aus dem Zimmer.

Neues Bauen — neues Wohnen / von Artur Streiter 

(Entwicklung und Sinn des Bauens und Wohnens, mit 2 Skizzen vom Verfasser.)

Am Beginn der geschichtlichen Bautätigkeit des Menschen steht die Zweckmäßigkeit. Nicht Gräber sind es, die der Primitive baut. Er läßt seine Toten unbegraben. Wohnungen sind es, die er baut. So wie der Dachs, der Fuchs, das Kaninehen und andere höhlenbauende Tiere sich in die Erde graben, so dringt der Mensch der Steinzeit ins Gestein, um sich Schutz vor Raubwild, Nachtkühle und Unwetter zu erobern. So wie die Vögel ihr teils kunstloses, teils kunstvolles Nest bauen, so wie einige große Affenarten ihre Nester und Baue aus Blattwerk und Zweigen in den Bäumen errichten, so errichtet der Mensch der Pfahlbauzeit sein Nest, seine Wohnung, sein Haus, aus Stämmen und Aesten. Die einen dringen ins Gestein, da es das beste für sie ist; sie erweitern z. T. gleich natürliche Höhlen, die sie vorfinden, weil sie, um etwas anderes für ihren Schutz zu errichten, noch zu unbeholfen sind. Die anderen treiben Pfähle in den Ufergrund der Seen oder in festen Boden, weil sie mit dem Schutz vor Unwetter die Sicherheit vor zahlreichem Raubwild verbinden müssen. So ist alles primitive Bauen und Wohnen stark zweckmäßig betont: Höhle, Nest, Bau, Pfahlbau, Schilfkraal, Holzhüttc, bis zum Steinhaus.

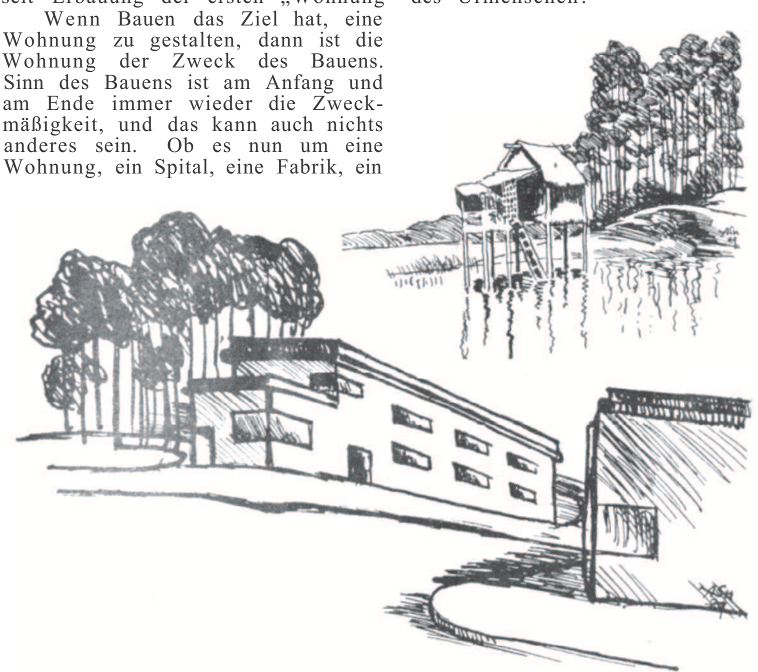
Die Entwicklung des Menschen vom Urwilden über den sich auf primitivem Wege Erleichterungen des täglichen Lebens suchenden Kulturpionier bis zum Herrn der Zivilisation geht von Jahrtausend zu Jahrtausend vor sich. Jedes Ding menschlichen Gebrauchs verliert seine ursprüngliche Unbeholfenheit: Steinaxt wird Bronzebeil und Stahlklinge, der rohe unförmige Tontopf gewinnt Gestalt und wird Emaille, Meißner Porzellan und Kristall. Es ist zuviel, alles zu nennen. Auch die Bau-

und Wohnweise ändert sich; nicht nur nach den klimatischen Bedingungen, sondern — und viel mehr — mit dem Steigen der Bedürfnisse des Menschen. Sie verliert wie jedes Ding aus Menschenhand und -geist ihre Bedürftigkeit. Und es ist nur zu begrüßen, daß aus der Erd- und Steinhöhle der Pfahlbau und aus dem Pfahlbau die Blockhütte und aus dieser wieder das Steinhaus und das Haus aus gebrannten Ziegeln wurde.

Die Primitivität in der Bauweise wurde verlassen. Leider wurde aber dabei auch die notwendige Zweckmäßigkeit (etwa als Rückständigkeit?) zurückgelassen.

Da stehen wir nun heute. Und stehen fest. Denn obwohl die Bauweise aus Ziegelsteinen Jahrhunderte, ja, gar Jahrtausende alt ist, glauben unsere Baumeister, die sonst ach so modernen Baumeister des 20. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, an dieser Stelle stehen bleiben zu können. Des 20. Jahrhunderts sagte ich, und des wievielten Jahrhunderts seit Erbauung der ersten „Wohnung" des Urmenschen?

Wenn Bauen das Ziel hat, eine Wohnung zu gestalten, dann ist die Wohnung der Zweck des Bauens. Sinn des Bauens ist am Anfang und am Ende immer wieder die Zweckmäßigkeit, und das kann auch nichts anderes sein. Ob es nun um eine Wohnung, ein Spital, eine Fabrik, ein



Geschäftshaus, einen Speicher, ein Theater oder ein Museum geht, imme *muß* es ein Bau sein, der den Zweck, dem er dienen soll, charaktermäßig zum Ausdruck zu bringen die Aufgabe hat.

Aber man sehe sich darauf hin nur einmal die Geschichte neuzeitlicher Bautätigkeit an. (Neuzeitlich zum Unterschied von der primitiven des Urwilden.) Ganz besonders beachte man die Bauten letztvergangener Jahrhunderte, besonders des letzten Jahrhunderts mit seiner Klischeemache und Kopienfabrikation. An Stelle der Zweckmäßigkeit, der unverputzten Zweckbetontheit, Kunstlosigkeit und Roheit der Primitiven ist das Bauen der Gegenwärtigen getreten mit ihrer Zwecklosigkeit, ihrer „künstlerischen" Vollendung und verstiegenen architektonischen Spielereien. Nur noch bloß ornamental-dekorative Architektur; Betonung, ja, direkte und ins Unmögliche gehende Unterstreichung „künstlerischer"

Gesichtspunkte; Bauen um des Bauens willen. Die ganze Bautätigkeit ging, einige Ausnahmen abgerechnet, in die Irre, ging ab vom Wege, den sie, vernünftigen und logischen Entwicklungsgesetzen folgend, hätte gehen müssen. Das hat zu den fürchterlichsten Erscheinungen geführt, mit der die Kulturgeschichte des Wohnens und Bauens überreich ausgestattet ist. Einmal machte man aus einem Bau ein äußerlich schönes Gebäude, besser gesagt: ein pomphaft überladenes und geschmücktes Stein- und Balkengefüge; ein andermal ein grobes, häßliches, ungesundes und unpraktisches Bauwerk. Und an beiden wurde nur (und wird noch immer) Zeit, Kraft und Material verschwendet. Es ist ein Jammer, anzusehen, was herauskam, wenn alles das, was unter die Verfehlungen der Baukunst gehört, zusammentraf, wenn die Zweckmäßigkeit eines Bauwerks zugunsten des Bauprofits der Unternehmer oder des künstlerischen Ruhms seines Erbauers geopfert wurde. Wenn ein Architekt ein Fenster, einen Bogen, eine Treppe, eine Tür, statt dort, wo sie gebraucht werden, dorthin setzt, wo es ihm sein „künstlerisches" Gefühl sagt, dann hat er seinen Beruf verfehlt. Denn was würden wir zu dem Schneider sagen, der uns die Taschen nur so zur Zierde oder ins Aermelfutter setzt? — Er sollte freier Künstler, Maler oder Plastiker werden. Die Kunst ist ja noch verhältnismäßig „frei" von Zweckmäßigkeit; dort aber, wo sie sich (als Kunstgewerbe) mit der Zweckmäßigkeit verbindet und diese Aufgabe gut zu lösen vermag, ist sie angenehmer, als wenn Baumeister nicht wissen, daß sie deshalb Baumeister genannt werden, weil sie Meister des Bauens sein sollen. Wo der Zweck eine Zugabe zur Kunst ist, ist er sehr zu schätzen. Nicht, daß Kunst nur in der Verbindung mit Zwecken Sinn hat; Kunst hat Sinn, Kunst ist Sinn. Wahre Kunst hat ihren Sinn und ist auch da sinnvoll, wo sie ohne Zweckmäßigkeit sich selbst zeigt, ohne reaktionär zu sein. Auch das Bauen hat eigenen Sinn. Ein Baumeister, ein Architekt ist nur der, für den zuerst in Frage kommt: *Was* will ich bauen, dann: *Wie* will ich bauen und wie verbinde ich das Was (den Zweck) mit dem Wie (den Baumitteln) und der gefälligen Erscheinung. Vermag er diese Fragen zur Zufriedenheit derer, die das Gebäude einnehmen sollen, zu lösen und dabei *doch nicht* die harmonische Gestaltung zu vergessen, dann verdient er es, *Baumeister* genannt zu werden.

Leider sind aber Baumeister dieser Art noch äußerst selten. Die meisten bauen eine Fassade, aber kein Haus, einen Raum, aber keinen Wohnraum. Ja, sie beklagen sich, daß es wirklich schon Architekten, Baumeister, Raumkünstler gibt, „welche die Symmetrie an Fenstern, Türen und anderen dergleichen Teilen der Gebäude nach den Betten und anderen Dingen, die sie in ein Zimmer stellen wollen oder wohl gar nach dem mehr oder weniger Licht, das in einem Zimmer oder einer Kammer nötig ist, oder auch gar nach den Beschäftigungen einrichten, die darin zur Hand genommen werden sollen", so wie es ein Herr von Crancin schon im Jahre 1792 getan hat. (Abgedruckt in „Der moderne Zweckbau" von A. Behne, Dreimasken-Verlag, München 1925.) Dieser Herr von Crancin war hessischer Baudirektor und als solcher einer von den unzähligen, die die „Befolgung bestimmter heiliger Akademieregeln wichtiger nehmen als eine vernünftige Zweckerfüllung ihrer Bauten" (A. Behne in „Neues Wohnen — neues Bauen", Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1927), die das äußere Mittel heiligen, aber den Sinn verfluchen. . . .

Wenn Bauen aber überhaupt einen Sinn haben soll, dann muß es sich zu allererst in den Zweck finden. Baumeister, die dies erkannt haben, sind unter den anderen, die im alten Stil (der eigentlichen Stillosigkeit) weiterwursteln, immer noch zu wenige. Wohl haben wir einen Pölzig, Gropius, May und Taut, um nur einige Namen zu nennen, aber . . .? Gewiß, sie sind ein Gegengewicht, ein Beginnen, ein gutes Beginnen und freudige Verheißung, daß es in der Geschichte der Bautätigkeit doch noch zu einer Verbindung des Zweckmäßigen und Schönen kommt. . . .

Es geht beim neuen Bauen nicht um die Frage: flaches oder steiles, Sattel- oder Pultdach, es geht auch nicht darum, möglichst kleine Fenster für möglichst kleine Räume zu bauen, sondern um ein neues, gesundes Wohnen. Es gilt nicht mehr das Bauen um des Bauens willen, oder das neue Bauen um des neuen Bauens willen, wie mit vielen anderen der Dichter Ernst Toller meint, welcher im „Berliner Tageblatt" sich gegen die neue Bauweise in der Art äußert, daß flache Dächer wohl im Orient, aber nicht in unseren Zonen geeignet sind; das neue Bauen hat die Aufgabe, neues Wohnen zu fördern. Im übrigen: Die flachen Dächer sind durchaus eine Entwicklung aus der Zweckmäßigkeit heraus. Raum und Material, welche im spitzen Dach nutzlos verbaut werden, werden beim flachen Dach gespart, beziehungsweise besser genützt. Das neue Bauen wird auch nicht beim Ziegelsteinbau stehenbleiben; schon jetzt werden Versuche unternommen, das Handwerkliche durch Industrialisierung des Bauens zu verdrängen. Nicht mehr soll Stein auf Stein in langwieriger Wochenarbeit aufeinander gefügt werden; Zementplatten werden gegossen, entweder in Fabriken oder auf dem Bauplatz, und zusammengesetzt. Ja, man bedient sich schon des Stahls, um Häuser zu bauen. Diese industrielle Bauweise, die neben vollerer Ausnützung des Materials Zeit- und Arbeitsersparnis mit sich bringt, verlangt auch einen ganz anderen Stil. „Kapriziös maskierte Villen kann man so nicht herstellen", sagt Adolf Behne.

Mit neuem Wohnen, neuem Bauen kommen wir auch auf das Grundlegende des zukünftigen Bauens. Wie jede neuerfundene Maschine zwar eine bewundernswerte, sinnreiche Konstruktion ist, so wissen wir doch zu gleicher Zeit, „daß sie Tausende von Arbeitern in höchste Not versetzt". Das gleiche wird mit dem industriellen fabrikmäßigen Bauen der Fall sein. Allgemein wird wohl gesagt, daß der Fortschritt der Menschheit diene; jedoch den pekuniären Nutzen hat nur eine kleine Minderheit, welche jene, die die tatsächlichen Erbauer sind, zu simplen Ausführungs-Organen, zu Maschinenteilen degradiert und um ihr Arbeitseinkommen betrügt. Das industrielle Bauen mittels fertiger Platten, die auf dem Bauplatz nur noch zusammengesetzt zu werden brauchen, wird, weil dazu weniger Hände, dafür aber einige Kräne gebraucht werden, gelernte Maurer, Zimmerer, Dachdecker usw. brotlos machen, wenn nicht mit den Privilegien an Grund und Boden auch die am Bauen nur mit Profit interessierten Bauunternehmer beiseitegeschoben werden. Das ist ein weiterer Sinn, der sich aus dem neuen Bauen ergibt, denn die Unternehmer werden die neue industrielle Bauweise wohl weidlich ausnützen, aber sich um die brotlos Gemachten wenig kümmern. Deshalb gilt es nicht nur von einem neuen Bauen und seinem Sinn und Zweck: neuem, gesundem Wohnen zu sprechen, sondern von einem sozialen Bauen. Ansätze in dieser Richtung sehen wir in den kleinen Baugilden, die auf gegenseitige Hilfe gegründet sind und von ihren Mitgliedern einen bestimmten Beitrag aufnehmen, um so auf dieser Basis mit eigener Initiative die Wohnungsfrage zu lösen. Das heißt zu einem geringen Teil natürlich nur, denn die Frage des Grund und Bodens und seiner Beschaffung, seiner sozialen und gemeinnützigen Bebauung läßt sich durch Kauf allein nicht regeln, sondern erst, wenn — um mit Landauer zu sprechen — „durch große grundlegende Maßnahmen das Privateigentum an Grund und Boden" aufgehoben sein wird. —

Satzungen



Die GfB. will den Schaffenden im Kampfe um eine bessere Menschheits-Ordnung helfen durch Vermittlung wertvollen Schrifttums unter Aus-Schaltung von Verlegergewinn.

Die GfB. bietet ferner literarische und künstlerische Vorträge, Führungen, Theater-, Film- und Konzertveranstaltungen, um das Interesse für freiheitliche Kunst und kulturelle Erneuerung zu fördern.

Die GfB. gibt für ihre Mitglieder jährlich mindestens drei schöngeistige oder wissenschaftliche Bücher heraus, bei deren Wahl und Ausstattung die Gildenleitung von einem Kreis namhafter Schriftsteller und Graphiker beraten wird. An Stelle von Gildenbüchern wird den Mitgliedern auf Wunsch auch ein Buch im gleichen Wert aus dem ASY=Verlag und anderen Verlagsanstalten, mit denen die Gildenleitung in Vertragsverhältnisse getreten ist, zu einem Vorzugspreis geliefert. Für Sonderbeiträge wird durch die GfB. jedes beliebige Werk auch aus anderen Verlagsanstalten zum Ladenpreis besorgt.
Die Mitglieder der GfB. erhalten die Monatszeitschrift „Besinnung und Aufbruch", die den Gildengedanken pflegt, die Pläne der Gilde ankündigt, Aufsätze freiheitlicher Schriftsteller bringt und Stellung nimmt zu allen Fragen des Kulturlebens der Gegenwart.
Die Gildenmitglieder schließen sich zu Ortsgruppen zusammen, die ihre örtliche Leitung wählen. Diese besorgen die Propaganda, die Kassierung der Beiträge, den Verkehr mit der Gildenleitung und die Auslieferung der Literatur. Einzelmitglieder treten mit der nächstgelegenen Ortsgruppe unmittelbar in Verbindung oder zahlen an die Geschäftsstelle Berlin direkt. Der Gildenbeitrag beträgt 1,— M. im Monat, das Eintrittsgeld 25 Pfg. Ueber den Ausbau der GfB. bestimmen die Gruppen gemeinsam mit der Gildenleitung. Der Reichsgildentag tritt alle zwei Jahre zusammen, ist von der Gildenleitung einzuberufen und entscheidet über die Richtung und Durchführung der Gildenarbeit.

Zur Gildenarbeit

Der monatliche Gildenbeitrag kann in zwei Raten zu 50 Pfg. gezahlt werden. Die Gildenzeitschrift wird erst nach Begleichung des Gesamtbeitrages verabfolgt.

Für gewünschte Werke aus anderen Verlagen, Sonderangebote und Subskriptionswerke können freiwillige Marken zu 50 Pfg. neben dem Pflichtbeitrag auf der 3. Seite der Mitgliedskarte geklebt werden.
Die Abrechnung durch die Gildenobleute und für die Einzelmitglieder erfolgt am Monatsende.
Als Werbungsprämie, über deren Verwendung die Gruppen und Einzelmitglieder selbst entscheiden, sind 5% ausgesetzt.
Für Gildenveranstaltungen irgendwelcher Art finden Gildenmarken nur im Einverständnis mit der Geschäftsleitung Verwendung.

Mitteilungen des Verlages

Im Laufe des Monats August gelangt das erste Gildenbuch „Alf" zur Ausgabe. Wir liefern nur so viel Exemplare an die Gildenobleute aus. wie Beiträge für die erste Buchperiode eingegangen sind. Desgleichen erhalten die Einzelmitglieder nach Begleichung der Beträge für' die erste Buchperiode „Alf" zugesandt.



Eingegangene Druckschriften

Das Nebelhorn. Herausgeber Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn. Verlag „Das Nebelhorn", Graz, Jakominigasse 38.

Es gibt selten eine so mutige Zeitschrift wie „Das Nebelhorn". Jedes Heft beweist aufs neue, daß die Gesinnung, die Klarheit und der frohe Klang des Nebelhorns in diese Zeit gehören. Da werden sie zurecht« gestaucht, die Büttel des Staates, das Pfaffengeschmeiß und was sich sonst noch vorfindet; da finden wir aber auch wundervolle Beiträge, die uns nachdenklich stimmen, zur Einkehr mahnen und uns aufrufen zu Mit* Streitern für eine bessere, schönere Welt. — Gerade weil wir wissen, daß im freiheitlichen Blätterwald kein zweites Blatt dieser Art ist, wünschen wir ihm die weiteste Verbreitung.

Verlag und Schriftleitung: Willi Jadau, Berlin O 34, Warschauer Strafte 62.
Druck: Maurer & Dimmick, Berlin SO 16, Köpenicker Straße 36—38.